

## LESEPROBE

Auszug aus *Kapitel 6: Kriegsspiele*

Das mit Abstand desaströseste Experiment der Sowjets findet am 14. September 1954 statt, und zwar nicht auf der STS (*Semipalatinsk Test Site*, kasachisches Testgelände), sondern auf dem militärischen Manövergelände von Tozkoje im Oblast Orenburg, mitten im dicht besiedelten Südural. Nur dreizehn Kilometer von der Stadt Tozk und vier Kilometer von der nächsten dörflichen Siedlung wird eine Atombombe mit der dreifachen Sprengkraft der Hiroshima-Bombe gezündet. Sie soll den realistischen Hintergrund für eine große Kampfübung erzeugen, an der nicht weniger als 45.000 Soldaten, 600 Panzer, 6.000 weitere Fahrzeugen, 520 Stück Artillerie und 320 Flugzeuge teilnehmen. Die Verlegung so vieler Einheiten in die Steppe von Kasachstan wird als zu aufwendig angesehen. Noch ausschlaggebender für die Ortswahl ist aber allem Anschein nach die Tatsache, dass die Landschaft, eine lockere Abfolge von Hügeln, kleinen Wäldchen und Freiflächen, große Ähnlichkeit zur Landschaft Westdeutschlands aufweist. Zudem gibt es mit der Samara einen Fluss, der im Planspiel die Rolle des Rheins übernehmen und unter Gefechtsbedingungen überquert werden soll. Die Sowjets bereiten sich nicht etwa auf eine Invasion vor. Sie sind aber fest entschlossen, den nächsten Krieg, welche Gründe auch immer zu seinem Ausbruch führen, nicht auf eigenem Territorium auszutragen. Es ist die Lehre des Zweiten Weltkriegs, in dem kein Land größere Zerstörungen zu ertragen hat als Russland. Westliche Militäranalysten werden diesen Hintergrund nie ganz verstehen.

Die Bombe zündet in 350 Metern Höhe über der Zielmarkierung, einem riesigen Kreuz aus Glasscherben und Kreide. Ihre Wirkung wurde fundamental unterschätzt. Sie hinterlässt im Zentrum des Übungsplatzes einen Brandfleck, der nach unterschiedlichen Zeugenaussagen einen Durchmesser von zwei bis vier Kilometern hat. Innerhalb dieser Fläche ist der Boden zu Asche zerfallen, kleine Bäche sind verdampft. Später wird man feststellen, dass sich der Boden kurzzeitig auf 1.000 Grad Celsius aufheizte. Die Druckwelle rasiert zwei Meter dicke Eichen auf Kniehöhe ab und schleudert den 300 Kilogramm schweren Lauf einer Haubitze vier Kilometer weit. Drei zuvor evakuierte Dörfer, die an das Gelände angrenzen, werden vollständig zerstört.

Minuten später erteilt Marshall Schukow, der Triumphator von Berlin, aus seinem Beobachtungsbunker den Angriffsbefehl. Bombergeschwader belegen die fiktive Stellung der »Südlichen«, die sich jenseits des Flusses verschanzt haben, mit Bombenteppichen - das einzige überlieferte Beispiel eines kombinierten nuklear-konventionellen Bombardements. Neben Schukow beobachten auch Staatschef Chruschtschow und Professor Kurtschatow, was nun passiert. Die Soldaten und Panzer bewegen sich langsam in eine Landschaft, die der apokalyptischen Phantasie eines mittelalterlichen Altargemäldes entstammen könnte. Schon bald sind sie in den Staubwolken verschwunden. Sie verlieren die Orientierung. Die Formationen lösen sich auf.

Iwan Dubow, zum Zeitpunkt des Tests zwanzig Jahre alt und Sergeant der Chemischen Truppen, berichtet 1991 von seiner Teilnahme am Manöver. Als Dosimetrist durchquert er das Explosionszentrum zehn Minuten nach der Explosion und gelangt an eine Stelle, an der mehrere Versuchstiere festgebunden wurden, darunter ein Pferd, das immer noch aus eigener Kraft auf seinen vier Beinen steht: »Sein Körper war eine einzige große Brandwunde, sodass ich nicht feststellen konnte, von welcher Farbe das Pferd früher gewesen war. Es hatte ... keine Ohren und keine Augen mehr. Statt der Augen hatte das Tier tiefe blutende Höhlen. Auch das Fell an seinem Kopf war nicht mehr da. Es war ein nackter Pferdeschädel, der gierig Erde kaute. ... Ich habe das Pferd mit den Fingern berührt. Es hat meine Berührung gar nicht gespürt, es hatte alle Sinne verloren. Ganz instinktiv hat das nukleare Pferd die Erde gefressen, es hatte einen tödlichen Durst. Wahrscheinlich hat ihm sein Inneres fürchterlich gebrannt. Äußere Schmerzen fühlte es nicht mehr. ... Ich habe meine Feldflasche genommen und das ganze Wasser auf seinem Schädel ausgegossen. Das Pferd schien es gar nicht wahrzunehmen. Obwohl ich bei dem Pferd nur wenige Minuten gestanden habe, kann ich es nicht vergessen. Manchmal sehe ich das nukleare Pferd in meinen Albträumen wieder: Es steht still vor meinem Haus und kaut mit seinem kahlen Kiefer die Erde. Um das Pferd herum tobt ein schwarzer radioaktiver Sturm ...«

Noch am selben Abend werden die ersten Rotarmisten mit Symptomen der Strahlenkrankheit in die Lazarette eingeliefert, einige sterben innerhalb von 48 Stunden. Als die Armeeführung das Ausmaß der Katastrophe erkennt,

werden die Soldaten gezwungen, eine Geheimhaltungsverpflichtung zu unterschreiben. Sollten sie sich in den nächsten Jahren in medizinische Behandlung begeben, ist es ihnen untersagt, über die Teilnahme am Manöver und die Ursache ihrer Leiden zu sprechen. Tausende erkrankten später an Krebs, darunter auch der Bomberpilot und sein Navigator. Andere erkrankten an Atrophiebronchitis, Pneumonie, Pharyngitis, Gastritis, Stenokardie, Kardiosklerose, Arteriosklerose, Hypertonie, Lungenkrebs, Leukämie, Blutarmut und bösartigen Hautgeschwüren. Die genaue Zahl der toten Veteranen ist nicht festzustellen, weil die Teilnehmerlisten des Manövers offenbar vernichtet wurden. Eine vierstellige Höhe ist nicht unwahrscheinlich. Auf der Seite der Zivilbevölkerung erkrankten möglicherweise 44.000 Anwohner, von denen nur wenige das Ende des Kalten Krieges erleben. Auffällig viele Betroffene gehören auch hier wieder zu einer Minorität. Es sind die seit Generationen in der Gegend lebenden deutschstämmigen Siedler. Fast jede Familie hat einen Todesfall zu beklagen, der mit dem Ereignis in Zusammenhang gebracht wird.

Nicht nur die sowjetischen, auch die amerikanischen Militärs entbrennen am Beginn des neuen Jahrzehnts in leidenschaftlicher Liebe zum Atom. Auch in den USA bezahlen einfache Soldaten diese Liebe mit ihrer Gesundheit. Der Anfang wird im November 1951 gemacht. Auf dem Testgelände in Nevada wird ein Sprengsatz gezündet, der zuvor in fünf Metern Tiefe vergraben wurde. Es ist das erste Experiment dieser Art weltweit. Die Explosion entfaltet eine Energie, die etwa 1.200 Tonnen TNT entspricht, reißt einen neunzig Meter großen Krater in die Wüste und befördert Unmengen von radioaktivem Staub in die Atmosphäre. Dennoch muss der Verlauf als glimpflich bezeichnet werden. Die ursprüngliche Planung sah vor, einen zwanzigmal stärkeren Sprengsatz zu verwenden. Erst im letzten Moment konnten die Wissenschaftler ihre uniformierten Auftraggeber dazu überreden, mit einer abgespeckten Version Vorlieb zu nehmen, um die radiologischen Folgen zu begrenzen. Die Episode ist bezeichnend für das, was für den Rest des Jahrzehnts die Arbeit der amerikanischen Atomwaffenexperten prägen wird.

Das »Cratering«-Experiment wird auf Wunsch der U.S. Army durchgeführt, die nach einer Methode sucht, große Panzerhindernisse zu schaffen, wo immer diese benötigt werden. Sie hat sich mit ihrer Partizipation in der *Operation Sandstone* nicht zufriedengegeben, sondern ihr gesamtes politi-

sches Gewicht in die Waagschale geworfen, um sich in das Testgeschäft hineinzudrängen. Ihre Forderung nach einem eigenen Testgelände auf den Aleuten-Inseln wird wegen der Nähe zur Sowjetunion jedoch abgelehnt. Stattdessen wird die *Atomic Energy Commission* (AEC) als Betreiber der Atomlabore nicht nur angehalten, die Sprengsätze zur Verfügung zu stellen, sondern auch das Gelände in Nevada. Das Militär wird in der Folge Versuchsanordnungen ersinnen, die den Forschern ebenso riskant wie wissenschaftlich irrelevant erscheinen. Die Arbeitsbedingungen der Wissenschaftler verschlechtern sich, denn nun tummeln sich auf der NTS tausende Soldaten. Panzerketten graben sich in den Wüstensand, riesige Zeltstädte entstehen. Im *Camp Desert Rock* leben zeitweise bis zu 6.000 Soldaten, die sich in absurd erscheinenden Kampfübungen durch kontaminierten Staub wälzen, Gewehr im Anschlag. Die Dekontamination erfolgt in der Anfangszeit mit Reisigbesen.

Über die Empfehlungen der AEC zum Mindestabstand, der bei solchen Explosionen eingenommen werden soll, setzen sich die Befehlshaber in schöner Regelmäßigkeit hinweg und schicken ihre Soldaten in Gräben, die manchmal nur 2.000 Meter von *ground zero* entfernt sind. Bei drehendem Wind sitzen sie in der Falle. Verheerender sind aber noch die Sturmangriffe, die unmittelbar nach der Zündung simuliert werden, wobei das Angriffsziel stets *ground zero* lautet. Die Sinnhaftigkeit solcher Infanterieangriffe auf Atompilze - auf dem chinesischen Testgelände in Lop Nor werden sie sogar mit säbelschwingenden Reitern exerziert, erschließt sich heute kaum noch. Sie dienen aber der Beantwortung einer Frage, die seit dem Zweiten Weltkrieg alle Armeen beschäftigt: die Feinabstimmung der Bodentruppen und der vorbereitenden Luftschläge. Der Abstand der eigenen Truppen vom Abwurfgebiet muss so gering wie möglich sein, damit die Truppen in der Lage sind, die Stellungen des Gegners zu erreichen, bevor er sich vom Luftschlag erholt und seine Verteidigungslinien wiederherstellt. In der Endphase des Zweiten Weltkrieges, als die Deutschen aus den Städten Frankreichs, Belgiens und des Deutschen Reiches getrieben werden, gelingt dieses Kunststück praktisch nie. Dass aber ein Gegner, der nuklear bombardiert wird, sich kaum davon erholen dürfte, der Sturmangriff vielmehr überflüssig wird, scheint bei den Planspielen keine Rolle zu spielen. Das taktische Denken bleibt der technologischen Vergangenheit verhaftet. Und so überbieten sich die amerikanischen Offiziere darin, ihre Soldaten nach der Zün-

dung möglichst nahe an die glühenden Metallreste der Bombentürme zu führen. Der überlieferte Rekord liegt bei 100 Metern.

Trotz solcher Heldentaten erweist sich der Mensch als das schwächste Glied auf dem atomaren Schlachtfeld. Das zeigen Tests, in denen 55 kahlrasierte Schweine in maßgeschneiderte Uniformen gezwängt werden. Metallknöpfe, Gürtelschnallen, Armbanduhren und zum Beispiel auch militärische Ehrenabzeichen verwandeln sich im Atomkrieg in Wärmebrücken, die geeignet sind, die Hitzestrahlung durch alle Kleidungsschichten auf die Haut weiterzuleiten. Selbst die Farbe der Uniformen wird zum Problem, weil sie bei den gängigen Modellen zu dunkel ausfällt und zu viel Energie absorbiert. Beim Test *Met* am 15. April 1955 werden Schaufensterpuppen auch mit sowjetischen und chinesischen Uniformen eingekleidet. Es wird bewiesen, dass der Gegner vor dem gleichen Problem steht: Die klassischen Tarnstoffe müssten idealerweise durch aluminiumbeschichtetes Latex ersetzt werden. Besonders gefährdet sind, wie eine andere Studie feststellt, Soldaten mit schwarzer Hautfarbe. Ihnen wird empfohlen, freiliegende Hautpartien mit einer speziellen Creme auf Fettbasis einzureiben, die bereits im Zweiten Weltkrieg für das Betankungspersonal von Flugzeugträgern entwickelt wurde. Erst nach einigen Jahren ergeben weitere Tests, dass die Paste zwar bei Treibstoffbränden einen gewissen Schutz bietet, durch den Hitzeimpuls von Atombomben aber spontan entzündet werden kann. Daraufhin wird eine geeignetere Rezeptur entwickelt, die ohne Fett auskommt.

Schwerer zu lösen ist das Problem der mentalen Belastungsgrenze. Bei den Manövern in der Wüste von Nevada zeigt sich bald, dass die gewaltige Detonation und der Anblick des aufsteigenden Feuerballs viele Soldaten in einen Zustand versetzt, der Zweifel an ihrer Einsatztauglichkeit aufwirft. Einige sind von dem Anblick so begeistert, dass sie sich nicht mehr von ihm losreißen können. Andere, nämlich die Mehrzahl, verfallen in eine apathische Schockstarre und trauen sich nicht mehr aus ihren Gräben. Zitternde Hände sind ein häufig zu beobachtendes, schon aus den Artillerie-Exzessen des Ersten Weltkrieges bekanntes Phänomen. Und so wird erforscht, ob die betroffenen Soldaten noch in der Lage sind, ihre Gewehre zu reinigen, Minen zu entschärfen oder andere feinmotorische Aufgaben zu meistern. Die bedauernswerte *Task Force Big Bang*, die für dieses Experiment abkomman-

diert wird, darf nicht einmal in Gräben Schutz suchen, sondern wird gezwungen, sich auf den blanken Wüstenboden zu legen. Zwischen ihnen und dem Bombenturm erstreckt sich nichts als 4.000 Meter geharkter Sand. Auf diese Weise soll ein besonders starker psychologischer Effekt erzielt werden.

Die Ergebnisse fließen in einen Aufklärungsfilm, der zur Ausbildung der Offiziersanwärter verwendet wird und die Empfehlung ausspricht, man solle den Truppen nach einem Atomangriff vor allem Mut zusprechen. Symptome wie Schwindel, Kopfschmerzen, Sehstörungen und Erbrechen seien nichts weiter als die Auswirkungen einer vorübergehenden Angstlähmung, die bereits nach wenigen Stunden spurlos verschwänden. Verschwiegen wird dabei, dass es sich hierbei auch um die Anfangssymptome der akuten Strahlenkrankheit handelt. Sie weichen nach einigen Stunden einer Latenzphase, in der die Betroffenen beschwerdefrei und körperlich belastbar sind, oftmals sogar euphorisiert. Diese letzte Beobachtung wurde auch bei den Liquidatoren des Reaktorunfalls von Tschernobyl gemacht und ist nicht etwa auf den Wodka zurückzuführen, der ihnen verabreicht wurde, sondern auf die Auswirkungen eines beginnenden Deliriums. Erst nach dieser Latenzphase setzt der körperliche Verfall ein, der bei höheren Dosen innerhalb von 24 bis 48 Stunden zum Tod führt.

Es wird offenbar beabsichtigt, die anhaltende Kampfkraft der Strahlencombies so lange wie möglich auszunutzen. Dabei ist es gerade diese verzögerte Wirkung, die den Einsatz taktischer Atomwaffen kontraproduktiv erscheinen lässt, wie eine andere, allerdings kaum beachtete Studie betont. Denn natürlich würde auch die gegnerische Armee von der »Time Distortion«, wie sie hier genannt wird, profitieren. Auch ihre Waffen würden die volle Wirkung erst nach einigen Tagen entfalten. Auf dem Schlachtfeld geht es aber nicht darum, eine Abschreckungswirkung durch die Aussicht auf den qualvollen Tod tausender oder zehntausender Soldaten in einigen Tagen zu erzielen. Das System der Abschreckung hätte an diesem Punkt längst versagt. Es geht darum, eine Infanteriedivision oder einen Panzervormarsch sofort zu stoppen. Jede Waffe, deren Zerstörungskraft auf diese unmittelbare Wirkung zugeschnitten wäre, würde gleichzeitig eine mittelbare Wirkung auf eine sehr viel größere Anzahl feindlicher Soldaten haben, die erst nach Tagen eintritt. Der Gegner würde, um diesen übermäßigen Verlust auszugleichen, mit seinen taktischen Atomwaffen eine noch größere Zerstörungskraft freisetzen müssen, was dann wiederum auf der eigenen Seite

zu übermäßigen Verlusten führen würde, die wiederum durch den Einsatz taktischer Atomwaffen ausgeglichen werden müssten - und so fort. Jeder Versuch, mit Atomwaffen einen klassischen militärischen Sieg zu erringen, führt also unweigerlich in die totale Eskalation.

Die U.S. Army der 1950er Jahre lässt sich von solchen Argumenten nicht irritieren und erprobt in Nevada nicht nur die Belastbarkeit ihrer Soldaten, sondern auch die Effizienz nuklearer Gefechtsfeldwaffen, die sie selbst erdacht hat. Für die kleinteiligen Schlachtfelder Europas wird eine 85 Tonnen schwere Kanone entwickelt, die auf ihrer selbstfahrenden Lafette auch in dicht bebauten Städten manövriert und auf jeder Straßenkreuzung in Stellung gebracht werden kann. Mit einem zwölf Meter langen Lauf und doppelter Rückstoßfederung verschießt sie Granaten mit der Sprengkraft der Hiroshima-Bombe so sanft wie ein Blasrohr. Sie wird beim Test *Grable* am 25. Mai 1953 erfolgreich abgefeuert. Und obwohl ein Teil des Fallouts Tage später ausgerechnet über Washington D.C. niedergeht, beschließt das Pentagon die Umstellung von weiten Teilen der schweren Artillerie auf nukleare Sprengmittel. So werden die Atomkanonen zu den ersten Nuklearwaffen, die um die Mitte des Jahrzehnts in der BRD stationiert werden. Die Bundeswehr übt ihren Einsatz mithilfe riesiger pyrotechnischer Spezialeinheiten, die über den Truppenübungsplätzen der Lüneburger Heide veritable »Atompilze« emporsteigen lassen.

Noch kleiner und mobiler ist die nur sechzehn Kilogramm schwere Raketengranate *Davy Crockett*, die am 17. Juli 1962 getestet wird. Sie wird von einem 115-Millimeter-Leichtgeschütz verschossen, das auf einen gewöhnlichen Jeep montiert wird, benötigt eine zweiköpfige Bedienungsmannschaft und hat eine Reichweite von drei Kilometern bei einer Sprengkraft von einer Kilotonne. Ein einziger Jeep kann drei Granaten transportieren und hat damit den gleichen Kampfwert wie die konventionelle Bombenlast von rund 300 viermotorigen B-17. Die Armee erhält 2.100 dieser Systeme zum Stückpreis von je einer Viertelmillion Dollar. Bizarren erscheint auch die Atommine *Johnny Boy*, die zerlegbar ist und in diesem Zustand von fünf Personen zum Einsatzort getragen werden kann. Ihre großzügige Bevorratung in Westdeutschland wird später zum Politikum. Sie soll die panzer-tauglichen Korridore im sogenannten *Fulda Gap* blockieren, von denen man annimmt, dass sie von der Roten Armee als Einfallstor und Abkürzung zum Rhein genutzt werden könnten. Auf diese Weise würde sie nicht nur Teile

von Hessen in Schutt und Asche legen, sondern auch garantieren, dass eine konventionelle Auseinandersetzung bereits in den ersten Minuten zum Atomkrieg ausartet. Eine noch kleinere Variante, die für Kampftaucher und Fallschirmspringer entwickelt wird, wiegt nur 74 Kilogramm. Ihre Sprengkraft entspricht dem Äquivalent von 100 Tonnen TNT und reicht aus, um Staudämme, Brücken oder Eisenbahnanlagen zu zerstören. In der BRD sind es die Gebirgsjäger, die rund um Garmisch-Partenkirchen mit Attrappen den Einsatz der Bombe trainieren. Was danach noch erforderlich wäre, um etwa die Alpenpässe zu sprengen und der Roten Armee den Weg nach Italien zu versperren, wäre ein alpinistisch erfahrener Pionier mit einem Maulesel.

Ob mehrere Dutzend Varianten taktischer Atomwaffen mittlerer, kleiner und kleinster Sprengkraft zur Wahrung der Sicherheit und der freiheitlichen Ordnung der westlichen Welt notwendig sind oder vielmehr jeder bewaffnete Konflikt zwischen den Supermächten automatisch in einen globalen strategischen Schlagabtausch eskalieren würde, die einzige Lösung also in einer politischen Annäherung bestünde, ist eine Glaubensfrage, die während des gesamten Kalten Krieges leidenschaftlich und mit wechselnden Frontstellungen diskutiert wird. Sie ist aber nicht einmal entscheidend. Das Interesse der Army an der atomaren Bewaffnung ist im ersten Moment überwiegend egoistischer Natur, was von den anderen beiden Waffengattungen, Air Force und Navy, ebenfalls angenommen werden muss. Alle drei befinden sich seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der damit verbundenen drastischen Reduktion der Wehretats in einer erbitterten Konkurrenz um die verbleibenden Budgets und ihre zukünftige Rolle in der Landesverteidigung. Nach Hiroshima zeichnet sich jedoch ab, dass die neuen Superwaffen auf den Schlachtfeldern der Zukunft von zentraler Bedeutung sein werden.

Die Air Force, die nach 1945 als einzige Gattung über die erforderlichen Trägersysteme verfügt, begreift als erste, dass sie von der Entwicklung profitiert und arbeitet eng mit den Wissenschaftlern der Forschungslabore zusammen. Army und Navy hingegen bestreiten zunächst, dass Atomwaffen künftige Kriege entscheiden könnten und fordern eine fortgesetzte schwerpunktmäßige Budgetierung ihrer konventionellen Kriegsführung. Sie fürchten den Bedeutungsverlust, geraten durch ihre starre Haltung aber erst recht ins Abseits und gehen 1949 als Verlierer aus der Auseinandersetzung hervor,



die als *Postwar Budgetary Battle* in die amerikanische Militärgeschichte einget. Erst jetzt beschließen sie - nun aber umso vehementer - auf den atomaren Zug aufzuspringen und eigene Trägersysteme und Einsatzszenarien zu entwickeln. Sie werden schließlich sogar auf den Markt der strategischen Waffen drängen. Der Army wird hierbei kein Erfolg beschieden sein, der Navy hingegen umso mehr. Sie wird in den 1970er Jahren sogar über eine größere Anzahl strategischer Sprengköpfe verfügen als die Air Force.

Die Streitkräfte gründen ihre eigenen Think Tanks, in denen sie intensiv darüber nachsinnen, welche Anwendungsmöglichkeiten für Atomwaffen bisher übersehen wurden. Immer neue Vorschläge für futuristische Systeme landen auf den Schreibtischen der Beschaffungsausschüsse. Deren Hauptsorge gilt aber allzu häufig der Beseitigung von Disharmonien zwischen den Teilstreitkräften. Das Pentagon ist nie die führungsstarke und vorausschauende Instanz, als die sie gerne erscheint, sondern eine Ansammlung von Bürokraten, die ihren Aufstieg der einen oder anderen Teilstreitkraft verdanken und ihr ein Leben lang verbunden bleiben. Die Strategien und Doktrinen, die von den obersten Planungsstäben ausgegeben werden, sind oft genug nur die nachträgliche Rationalisierung von Ideen, die in den Teilstreitkräften entwickelt wurden, um sich selbst unentbehrlich zu machen. Sie sind Reaktionen auf Waffensysteme, die im eigenen Arsenal längst existieren.

Die letzte Entscheidung über Rüstungsvorhaben trifft in den USA freilich nicht das Pentagon oder der Präsident, sondern der Kongress. Von ihm ist jedoch nur selten Widerstand zu erwarten. Seit dem Zweiten Weltkrieg steht ein erheblicher Teil der Kongressleute auf den Spendenlisten der in ihren Wahlbezirken angesiedelten Rüstungskonzerne. Genau diese Verflechtung wird Dwight D. Eisenhower einige Jahre später kritisieren, wenn er in seiner berühmten Abschiedsrede vor einem »militärisch-industriellen Komplex« als der größten Gefahr warnt, die seinem Land drohe. Der Adressat ist kein diffuses Interessengeflecht machthungriger Organisationen, sondern eine sehr konkrete Gruppe von rund 200 Abgeordneten, die unter der Kuppel des Kapitols stets im Sinne von Boeing, McDonnell-Douglas oder General Dynamics zu stimmen scheinen. Sie machen ihren Einfluss auch dann geltend, als über die Dezentralisierung der Nuklearwaffenforschung entschieden wird, denn sie erkennen sofort, wie belebend diese auf das Geschäft wirken wird.

Die besondere Gemengelage in den USA wird also auf der einen Seite durch die besondere Eigenständigkeit der Teilstreitkräfte charakterisiert, die eigene starke Traditionen und Loyalitäten im Sinne neuzeitlicher Kriegerkasten pflegen, und auf der anderen durch ein zutiefst verinnerlichtes Wettbewerbsprinzip, das zu den konstituierenden Merkmalen der amerikanischen Gesellschaft zählt. Diese besondere Gemengelage ist der Hauptgrund dafür, warum der Impuls zur jeweils nächsten Runde des Wettrüstens in der überwältigenden Mehrzahl der Fälle von den USA ausgeht, nicht von der Sowjetunion und schon gar nicht von anderen Nationen. Diese anderen »Atommächte« hecheln der Entwicklung immer nur mit einer Verspätung von zehn, 20 oder 30 Jahren hinterher. Sie haben sich für diesen Weg entschieden, um der völligen Marginalisierung zu entgehen.

...